

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Edouard Vallet
Autor: Trog, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

junge Kürnhelm trocken ein und ordnete ein neues Spiel. „Ich hab' gemeint, das wisset Ihr! Als ich zur Krone ging, um die halbe Neun, war das Kind gerade verschieden. Die Leichenfrau sah ich eben ins Haus gehen, um das tote Wesen zu waschen und aufzurüsten. Soll ja ganz verschwollen sein... Na, paß doch auf, Kühn; man sieht dir in die Karten wie durch Fensterglas!“

„Das liebe Kind, das hat mit Sterben preßiert wie ein Vogel,“ sagte Bersolt bitter. „In drei Tagen frisch und tot! Und nicht ein einziges Gütterli hat es mir genommen, das wilde! Ist mir aus dem Wickel gesprungen, half alles Wetter nichts. Das mußt' halt sterben. Diese verfluchten Schiltten!“

Seine runden Augenlein verdunkelten sich seltsam, sie wurden so düstergrau wie die unheimlichen Schiltten. Müd und schwerfällig ging er hinaus.

„Nein, so gescheit und so einen Sparren im Kopf!“ spottete Kürnhelm.

Ich sah noch ein Weilchen bei den Spielstücken und studierte, wie alt eigentlich Bersolt sei. So um die Siebenzig. Und immer hier oben im Gestein, unter den knochigen Felsfelsen, mit einer gleichalterigen Haushälterin, die ihm noch Alpenkräuter suchen und abbrühen muß, und mit einem Kutscher, den man den Wasserschmecker heißt, weil er den Bauern mit seinem Haselzwick auf den ödesten Weiden noch irgend ein Brunnlein aus dem Boden herauschnuppert. Na, das alles zusammen langt gerade, um im weißen Haar so einen Hofuspokus mit den Schiltten zu treiben! Aber merkwürdig genug, ich selber sah nun auch nur immer diese grauen Schiltten auf dem Tisch. Sie regten mich auf, sie flöhten mir eine eigene Bangigkeit, zuletzt ein eigentliches Grauen ein.

Wie Särge erschienen sie mir, die in ihrem schwarzen Hunger den Deckel weit aufsperrten, bis ein schönes seidenweiches Leben unversehens hineinplattert und sich plötzlich steif wie ein dürres Scheit vom Kopf zum Fußbrett strecken muß. Dann klappen sie zu, und wieder ist ein Lachen weniger auf der Welt. Ja, so waren sie, und die übermächtige Schilttaß, die war unter ihnen ein Brunkfarg. Die fraß kein gewöhnliches kleines Leben in ihren Rachen hinein. Die gierte nach etwas Stattlichem, Herrischem, Großlebigen. Da hatte ein König Platz. Gleichviel, ob ein König von England oder ein Dorfkönig, wie — wie... Ach nein, weg damit!



Edouard Vallet, Genf.

Walliserin beim Butterstoßen (Madierung).

„Rose!“

Ah, da hatten sie nun doch auch einmal die schöne gelbe Kartenblume zum Trumpf bekommen! Das war wie ein Funke Sonne aus einem grauen, regen-schweren, drückenden Himmel. Schnell sagte ich Gutenacht und sprang in meine Kammer hinauf. Ich wollte unter dem Lächeln einer Rose den Tag schließen, bevor wieder so eine leblose Schiltte käme. Aber beim Auskleiden schlug ich mir vor den Kopf. Das wäre nun doch köstlich, wenn ich hier oben auch noch so ein dicker Narr von Aberglauben würde!

(Fortsetzung folgt).

Edouard Vallet.

Mit dem Bildnis des Künstlers, einer Kunstbeilage und vier Reproduktionen im Text.

In der Sammlung des Zürcher Kunsthauses hängt in dem Saal, der den Künstlern unserer Tage eingeräumt ist, ein Bild, das durch seine leuchtende Farbigeit und Sonnigkeit jedem Besucher in die Augen fallen muß und ihn zum Stillstehen nötigen wird *): auf der

braunroten Holzgalerie eines Bauernhauses, das hoch gelegen in dem Bergdorf einen prächtigen Ausblick hinüber auf das Gebirge und hinunter ins Dorf gestattet, steht eine breite stattliche Bäuerin in der schönsten grünen Sonntagschürze. Sie bleibt noch einen Augenblick stehen, bevor sie zum Kirchgang sich anschickt: in den festen, massigen Händen hält sie das kleine Ge-

*) Vgl. die Kunstbeilage im dreizehnten Jahrgang unserer „Schweiz“ (1909) zwischen Seite 388 und 389. A. d. R.

betbuch und einen Rosenkranz aus großen roten Holz-
kugeln. Ein prächtiger Sonnentag ist über der Schnee-
landschaft aufgegangen. Das gleißt und glänzt, daß
es ordentlich blendet, und die starken Lichtreflexe färben
selbst die Schatten blau. Man sieht sofort: ein Maler
von einer urwüchsigen Kraft hat das geschaffen, ein
Maler, der für die farbige Erscheinung der Außenwelt
ein offenes, feines Auge hat — der rote Rosenkranz
steht zu der grünen Schürze famos, und dieses Rot als
Komplementärfarbe zu dem mächtigen grünen Fleck
der Schürze wird im Vordergrund, wo das Holz des
Hauses im Sonnenlicht feurig rot aufleuchtet, aufs
glücklichste verstärkt. Der Charakter des Frischen, Festen,
Klaren ist dem Bild eigen. Mit einem Ruck stellt es uns
in diese strahlende, große Gebirgsnatur hinein. Und
die Figur in ihrer bestimmten Sachlichkeit wehrt jeden
Gedanken an irgend ein braves Genrebild aus den
Bergen ab. Nicht um den Ausdruck einer besondern
Andacht ist es dem Künstler zu tun: ihn interessiert diese
derbe Bäuerin, weil sie farblich so
prachtvoll in dieser noch winterlichen
Sonnenklarheit drin steht.

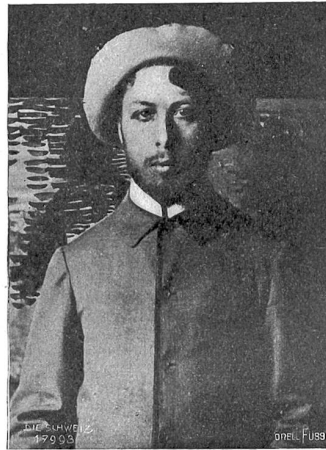
Neben diesem „Sonntagmorgen“
hängt ein Bauernkopf: hier war es
dem Künstler ein Anliegen, auch das
Individuelle der Züge scharf zu fassen,
dem Kopf in seine Formen nach-
zugehen. Ein erstaunliches Leben
geht von diesem Bild aus. Dabei ist
es breit gemalt und trotz der be-
schränkten Farbenskala von echt ma-
lerischer Wirkung.

Edouard Ballet ist der Autor die-
ser beiden Arbeiten, die aus den letzten
Jahren stammen. Zum erstgenann-
ten Bild stellt die eine der diesem
Heft beigegebenen Reproduktionen
in gewissem Sinn ein Pendant dar.
„Der Frühling ist nahe“ lautet sein
Titel. Wir stehen wieder auf der
leichtgezimmerten Galerie eines einfachen Bauern-
hauses in den Bergen. Die Sonne strahlt schon soviel
Wärme aus, daß die Bäuerin es wagen kann, ihrem
Strickgeschäft im Freien zu frönen. Die Tracht weist
sie wie jene Sonntagsbäuerin in den Kanton Wallis.
Der Genfer Ballet hat sich ins Wallis verliebt
wie Ernest Biéler, wie Bille und Dallèves. Und in
demselben Savièse, wo Biéler einen guten Teil des
Jahres zubringt, hat sich Ballet eingeknistet. Nur für
etwa zwei Monate zieht er nach Genf, und zwar in
erster Linie, um dort die Holzschnitte und Radierungen
zu drucken, die neben den Bildern aus der fleißigen
Hand des Künstlers hervorgehen. Ballet besorgt diese
Arbeit des Druckens selbst, hat er doch in dieser Technik
die volle Meisterschaft erworben. Es mag uns das nicht
verwundern, war doch der Lehrer, dem der 1876 in
Genf geborene Künstler die meiste Förderung und An-
regung zu verdanken hat, Alfred Martin, nicht nur
Maler, sondern auch Holzschnitzer. Man möchte über
diesen Martin gerne Näheres erfahren, den Ballet
selbst als einen ausgezeichneten Künstler bezeichnet,
unter dem er volle dreieinhalb Jahre gearbeitet und

der in ihm den Geschmack für die Graphik entwickelt hat.
Schlägt man im Schweizerischen Künstlerlexikon nach,
so findet man da eine Notiz über einen A. Martin aus
Ardon, der ein Atelier für Kolo- und Zinkographie be-
gründet hat; aber die Notiz ist von einer solchen Dürf-
tigkeit und so aller zeitlichen und örtlichen Angaben
bar, daß man weiter nichts mit ihr anfangen kann. Und
vielleicht handelt es sich nicht einmal um denselben
Mann . . .

Also das Wallis ist die Passion Ballets geworden.
Bon Savièse sagt der treffliche Zwan v. Tschudi, dessen
„Tourist in der Schweiz“ in seiner knappen, treffsicheren
Charakteristik nicht selten an die wundervolle sprach-
liche Präzision und Konzentration des „Cicerone“ er-
innert: „Die intelligenten, gastfreundlichen, schönen
und liebenswürdigen Bewohner dieser Gemeinde zeich-
nen sich durch eigentümliche Sitten und Gebräuche,
Kostüme und Sprache aus.“ Nicht umsonst lieben denn
auch die Künstler jene Gegend, und wie sie, so hat das
Wallis überhaupt den unschätzbaren
Vorzug, daß sich diese eigenartigen
Gebräuche und Sitten unter seinen
Bergbewohnern mit einem nicht ge-
nug zu lobenden konservativen Sinne
gegen den Ansturm modernen Nivel-
lierens siegreich behaupten und so
einen köstlichen Schatz charaktervollen
Volkstums darbieten.

Mit einer echt künstlerischen Pietät
geht Ballet dem Tun und Treiben
dieser einsam lebenden Menschen
nach: er beobachtet sie bei ihren täg-
lichen Handierungen, er folgt ihnen
an Festtagen auf dem Gang nach der
Kirche, wo sie in frommer Andacht
auch ihrer Verstorbenen bei den ein-
fachen Kreuzen des Kirchhofs geden-
ken. Zwei Radierungen des Künstlers,
die hier wiedergegeben sind, mögen
das illustrieren. Auch in seinen



Edouard Vallet.

Radierungen wie in seinen Holzschnitten entwickelt
Ballet eine ungemeine Kraft und Bestimmtheit der
Linie. Nichts Weiches oder gar Weichliches ist in der
Art, wie er diese Menschen hinstellt. Nicht auf die so-
genannte Schönheit, die oft nur eine Abschwächung
und Verniedlichung der Wirklichkeit bedeutet, läßt er
sich ein: das Charaktervolle, das, was ins Wesen und
die Eigenart der Objekte dringt, liegt ihm am Herzen.
Dabei weiß er auch mit den scheinbar beschränkten Mit-
teln von Schwarz und Weiß eine höchst bemerkenswerte
malerische Wirkung zu erzielen. Und überall arbeitet
er in seinem Stil auf die klare, bestimmte Sichtbar-
machung hin. Etwas von Millet'scher Kraft und Wucht
steckt in diesen Gestalten. Das Wesentliche und Entschei-
dende bei aller Kunst ist für Ballet — um seine eigenen
Worte zu gebrauchen — von dem Leben starke und tiefe
Eindrücke zu empfangen und dann zu versuchen, diese,
gleichgiltig mit welchen Mitteln, mit der Kraft, Leiden-
schaft und Klarheit, die man in sich fühlt, auszudrücken.

Man vergißt Arbeiten Ballets nicht. Im letzten
schweizerischen Salon, vergangenes Jahr in Zürich, sah
man u. a. ein umfangreiches Bild: die Bäuerin mit dem



Edouard Vallat, Genf.

Auf dem Kirchhof (Habierung).

kleinen Kind im Arm im Garten; das einfache Motiv war so groß und dabei so innig angepackt, daß es zu einer fast monumental zu nennenden Eindringlichkeit emporwuchs. Eine gesunde, herbe Kraft ging von der Komposition aus. Dabei war das Bild mit einer einfachen Breite gemalt, die im Schreiber dieser Zeilen den Gedanken aufsteigen ließ, ob in Vallat nicht das Zeug zu einem ausgezeichneten Freskanten stecke, der das dekorative Element des Wandgemäldes meisterhaft bewältigen würde, weil sein Blick auf die große Linie, auf die Kunst, mit Wenigem viel zu sagen, eingestellt ist. Man kann diese prächtige Begabung Vallats, genrehaft anmutenden Motiven künstlerisches Gewicht

und eine große Haltung zu geben, auch in der ersten Kunstbeilage dieses Heftes beobachten. Nicht die wiederholte Staffage ist hier die Hauptsache, das, was dem Bilde seinen starken Eindruck schafft, sondern die meisterliche Art, wie diese Gartenlaube und das Geschlängel der Buchshecken zu einem dekorativen Gefüge zusammenwachsen, ist es, was das Auge des Beschauers ästhetisch anregt und beglückt.

Edouard Vallat steht heute in der Fülle seines Schaffens. Wir erwarten noch vieles Schöne von ihm. Unter den jüngern Malern der welschen Schweiz ist er eine der stärksten Individualitäten, ein Künstler von ausgeprägter Eigenart und charaktervoller Größe.

S. Trog, Zürich.

Die ähnlichen Brüder.

Skizze von Paul Gasser, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Früher bestimmte ein jeder Vater für seine Söhne das Handwerk. War er Blechnermeister, so lernte der älteste von ihnen das Blechnern. Den nächsten gab er seinem besten Freund in die Lehre; alsdann folgten der dritte Bub und der nächstbeste Freund, und so weiter. Wenn die Freunde Schuster und Schneider waren, wurden sie freilich oftmals übersprungen — denn diese beiden Berufe überlegte man sich auch damals. Da war aber in meinem Städtchen ein alter Bött-

chermeister, und der hatte über die Dinge seine eigene Meinung, etwa da hinaus: Freilich müßten die Alten ihren Kindern den Beruf angeben, dabei aber bedenken, daß in jedem Kind schon drinsteckt, was es werden soll. Und das läßt sich nicht vergewaltigen, ohne Schaden zu tun, und ein Bursch, den man hinstecken kann dort und dort, gleichviel, an dem ist nichts. Eibenholz ist Eibenholz, und wenn's nur gut trocken ist, so kann man's brauchen, gleichviel, wohin. Aber wer das sagt, versteht sich